

Analyse

Aliko Dangote Der reichste Afrikaner baut sich eine Raffinerie für 8 Milliarden Dollar. Von Johannes Dieterich

Süsse Geschäfte in Nigeria

Auf dem Höhepunkt des wirtschaftlichen Erfolgs leisten sich Geschäftsleute gerne ein Schloss, eine Jacht oder auch mal eine Insel - Annehmlichkeiten, an denen Aliko Dangote offenbar keinen Gefallen findet. Afrikas reichster Mann will sich für seinen kometenhaften Aufstieg mit einem Projekt anderer Art belohnen: Der Nigerianer baut sich eine Raffinerie für 8 Milliarden Dollar. Und das in einem Land, in dem der Bau von Erdölveredelungsanlagen wegen der staatlichen Benzinsubventionen eigentlich keinen Sinn macht. «Nur ein Verrückter kommt auf eine solche Idee», sagt der 56-Jährige selbst.

Mit einer Fördermenge von täglich 2,3 Millionen Fass (à 159 Liter) ist Nigeria der wichtigste Erdölproduzent Afrikas: Doch sind die 170 Millionen Einwohner der bevölkerungsreichsten Nation des Kontinents auf Importe angewiesen, um ihre Motoren anzutreiben. Die bestehenden vier



Raffinerien des Landes sind alt und laufen alle auf halben Touren: Wegen der staatlichen Subventionen, die den Spritpreis bei 60 US-Cent pro Liter halten, macht der Bau neuer Anlagen ökonomisch keinen Sinn. 19 Multis haben die Aufforderung der Regierung, neue Raffinerien zu errichten, zurückgewiesen. Derweil verdienen sich halbseidene Geschäftsleute am Import von 70 Prozent des nigerianischen Spritbedarfs eine goldene Nase. Dangote ist sich bewusst, dass ihm von dieser Seite wohl noch Knüppel in den Weg geworfen werden.

Auf dem Schreibtisch des Multimilliardärs steht aber nicht von Ungefähr ein Holzschild mit der Aufschrift «Nichts ist unmöglich». Der Spross einer Unternehmerfamilie im nordnigerianischen Kano übte sich bereits als Schüler im Geschäftemachen, indem er

seinen Klassenkameraden Süßigkeiten verkaufte: Seine Spezialisierung auf Gezuckertes machte den Muslim später zum unangefochtenen Zuckerbaron seines Landes und Besitzer der drittgrössten Zuckerraffinerie der Welt. Ein Kredit über 3000 Dollar, den er als 21-Jähriger von seinem Onkel erhielt, ermöglichte die Karriere. Neben dem Süsstoff konzentrierte sich der instinktsichere Unternehmer schon bald auf Zement: Sein Imperium in diesem Bereich erstreckt sich heute über weite Teile des Kontinents - mit Fabriken in Südafrika, Äthiopien, Sambia, Tansania, der Republik Kongo und dem Senegal. Allein zwischen 2010 und 2012 soll das Vermögen von Dangote, den «Forbes» auf Platz 43 der reichsten Menschen weltweit führt, von 2,1 auf 16,1 Milliarden Dollar gewachsen sein.

Wenn es jemandem gelingen kann, Nigerias korrupten Spritmarkt aufzumischen, dann nach einhelliger Experten-

meinung ihm: Der Chef der 1977 gegründeten Dangote-Group, zu der längst auch Textilfabriken, Transport- und Baufirmen gehören, hat noch keinen Sprössling seiner Unternehmensgruppe in den Sand gesetzt. Die nigerianische Bevölkerung werde in fünf Jahren bereits 200 Millionen Menschen umfassen, rechnet er vor: «Diese Leute kann man doch nicht auf dem Trockenen sitzen lassen.»

Kritiker des nigerianischen Tausendsassas nennen noch andere Gründe, weshalb Afrikas reichster Mann auch in diesem Fall erfolgreich sein dürfte. Der Milliardär hat beste Beziehungen zur regierenden People's Democratic Party und finanziert regelmässig ihren Wahlkampf, wie ein nigerianischer Unternehmensberater festhält: «Dangote und seine Freunde beim Staat werden schon wissen, wie mit der Raffinerie ausser Benzin auch Gold zu gewinnen ist.»

Bahnhofstrasse Die Stadt Zürich fällt Dutzende von Linden.

Von Andreas Diethelm*

Kurzsichtiger Kahlschlag

Die Stadt Zürich hat vergangene Woche mit der Neugestaltung der Bahnhofstrasse begonnen, indem sie alle Linden zwischen Augustinergasse und Uraniastrasse gefällt hat. Warum nur? Die Aktion widerspricht dem «Alleenkonzep» der Stadt, das Bäume nicht nur aus gestalterischen und ästhetischen, sondern auch aus ökologischen Gründen propagiert.

72 Linden müssten weichen, damit drei Tramhaltestellen behindertengerecht gestaltet werden könnten. So teilten die Behörden mit. Es handle sich um kranke Bäume. Das tönt bekannt. In Zürich werden Bäume, die gefällt werden, notorisch krankgeschrieben. Mal wird ein Kahlschlag als «auswechseln» verkauft, als ob es um einen Reifenwechsel ginge, mal ist von «versetzen» die Rede. Gleichzeitig wird vom neuen «Baumschutzsystem» geschwärmt, dabei sind die luxuriösen Gussdeckel bloss eine Einladung, direkt an den Stamm heranzufahren, was bei bewachsenen Baumrabatten gar nicht möglich wäre. Mit dieser Art der Kommunikation setzt die Behörde ihre Glaubwürdigkeit aufs Spiel.

Die Linden sind oder waren nicht krank. Keine. Sie serbeln reihenweise, weil das Streusalz ihnen die Nahrungsaufnahme abwürgt und die Blätter vergiftet. Das Salz bleibt im Boden und schädigt das vielfältige unterirdische Leben, mit dem der Baum auf Gedeih und Verderb verbunden ist. Die Stadt sollte ihre verfehlte Winterdienstpraxis ändern, statt diese schönzureden - und die Bäume krankzuschreiben. In wenigen Wochen werden die Salzsäuren an den noch stehenden Linden sichtbar werden: Die Blätter werden vergilben, von den Rändern her verdorren und vorzeitig abfallen. Manche Jungbäume werden gar nicht erst austreiben, weil ihre Wurzeln im Salz stecken. Jahr für Jahr werden in Zürich rund 50 tote Bäumchen routinemässig ausgewechselt.

Mit kühlem Baumschatten ist es in der Bahnhofstrasse für lange Zeit vorbei. In den zunehmend wärmeren Sommern werden die gefällten Linden schmerzhaft fehlen. Auch dann noch, wenn die dafür Verantwortlichen samt ihren kurzsichtigen Gestaltungsleuten längst vergessen sein werden.

* Andreas Diethelm ist Zürcher Biologe und leitet eine Umweltberatung.

Theaterlandschaft Luzern setzt auf die freie Szene, das ist lobenswert. Aber ein totaler Verzicht auf die grossen Häuser wäre fatal. Von Alexandra Kedves

Stadttheater ist ein Dauerfestival

Erst ernste Stille, ein sich zerdehnendes Zögern. Dann tobt der Applaus in der rappendvollen Basler Gare du Nord. Jeder will dieses Wochenende «Breiviks Rede» von Milo Rau gesehen haben, um zu kapieren, was die Rede des Amokläufers auf der Bühne eigentlich mit uns macht - und warum Institutionen von Universität bis zu etabliertem Theaterhaus sich so vor ihr fürchten, dass die Produktion regelmässig ausgeladen wird. Von Moskau bis Basel und Zürich: Milo Rau ist der Aufreger, die freie Szene hat einen Helden. Und die Theaterlandschaft hat eine Heldin: die freie Szene. Sind die grossen Häuser abwicklungsreif?

Luzern hat darauf dieser Tage mit Ja geantwortet. Das 1839 vom Bürgertum errichtete Stadttheater soll, so die offizielle Absichtserklärung, wohl samt Ensemble aufgegeben werden. Nicht als Sparmassnahme, sondern, wie es heisst, kostenneutral - also als kulturpolitisches Fanal für eine demokratischere, lebendige und erregende Kunst, die sich nicht auf der Couch einer durchstrukturierten Institution ausruht. So die Ansage. Die bis dato unterfinanzierte freie Szene Luzerns befindet sich damit in einer nie da gewesenen Lage: mit eigenem Haus, eigenem Kuratorium, komfortablen Finanzen - und ohne Konkurrenz, die ihr monetär oder aufmerksamkeitsökonomisch das Wasser abgraben könnte.

Der unbewegliche Dampfer

Statt ein meist mittelmässiges Theater an einem mittelgrossen Haus einer mittelgrossen Stadt mit mittelgrossen Mitteln weiter zu subventionieren, hat man sich mutig für eine Radikalkur entschieden: für die Förderung des regionalen theatralen Bodensatzes, aus dem Innovation, ja Revolution, spriessen kann. Gut so. Der Haken ist das Wörtchen «kann». Denn wer öfter Produktionen der Freien sieht, weiss, dass es sich damit genauso verhält wie mit dem Stadttheater: Für eine einzige Orchidee müssen viele Gänseblümchen begossen werden. Giessen allerdings muss man auf jeden Fall! Wobei es eine offene Frage ist, ob und ab welcher Höhe Subventionen, ab wann Infrastrukturen künstlerisch kontraproduktiv wirken. Ist es wirklich so, dass die grossen Theaterdampfer zu unbeweglich für Innovationen sind und daher nur noch den Rahm der Freien abschöpfen? Brauchen wir die Hochhäuser des Betriebs noch?

Ja, unbedingt! Nicht bloss, weil sie einst ein Brennpunkt bürgerlicher



Vorhang auf für die Vielfalt an Theaterformen. Foto: Leonard McLane (Getty Images)

Erregung waren. Ein Deutsches Schauspielhaus Hamburg oder eine Volksbühne in Berlin wurden zum Knotenpunkt und Katalysator, weil sie Freiheit und Grösse für geradezu gewalttätige Gegenläufigkeiten hatten. Dass ein richtig grosses Haus eine Weite des theatralen Horizonts ermöglicht, unterschiedlichste Regiehandschriften zeigen und uns alle aus der Provinzialität hinauskatapultieren kann, gilt mehr denn je.

Natürlich gehören in der Schweiz Freie-Szene-Tempel wie das Theaterhaus Gessnerallee oder eben die Kaserne Basel zu den spannendsten Theateradressen. Aber manche Ensembleleistung am grossen Haus, manche Einladung auch an tolle Künstler wäre nirgends anders zustande gekommen als eben da. Und wer würde etwa auf die wunderbare «Elektra» dieser Saison in der Schiffbauhalle verzichten wollen? Oder auf eine Marina Abramovic am Theater Basel?

Eine Grossstadt braucht ihr grosses Haus. Sogar die kleinen Gruppen brauchen das grosse Haus (und genug eigene Unterstützung). Denn immerhin erinnert der grosse Bruder die Welt regelmässig an die kleinen. Rein marketingtechnisch gesehen:

Markenartikel wie «Schauspielhaus Zürich» funktionieren nach innen, innerhalb des Betriebs, und auch nach aussen als Hingucker; als Reizfigur, Werbeträger, Kommunikator. Als Promi des Theaterbetriebs - wie, auf völlig andere Weise, Milo Rau.

Ohne Not die Chancen zu opfern, die ein solcher Promibetrieb mit stabilem Ensemble, angemessener Technik und ebensolchen Werk- und Spielstätten bietet, wäre ein Fehler: Diese Heimat fürs zweckfrei Schöne und angstfrei Kritische spielt noch immer eine erstaunlich wichtige Rolle. Bei einem steten Haus kann man die Entwicklung beklatschen oder beklagen, aber jedenfalls kontinuierlich begleiten - ebenso wie die Schauspieler, die uns im Lauf einer Intendanz an Auge und Herz wachsen.

Als theatrales Identifikationsangebot für ein grösseres Publikum im urbanen Raum, als ein buchstäblich grosszügiger Spielraum mit einem virtuell grosszügigen Spielraum - für Gastspiele, Diskussionsreihen, Nachwuchsförderung und Staraufgebot - ist das gute, alte Stadttheater unübertroffen. Es ist eine Art Dauerfestival samt Flops und Highlights. Möge es lange leuchten.

Autobahngebühren Die Sicht von aussen auf eine Schweizer Debatte.

Von Oliver Meiler, Paris

Eine Vignette für den Mars

Manchmal scheint es schon, als liege die Schweiz auf einem anderen Planeten. Besonders, wenn man von aussen auf sie schaut, ihre Debatten aus dem Ausland verfolgt und sich über so manche Priorität wundert. Im Fall der Diskussionen über den Preis der Autobahnvignette müsste man eher sagen, die Schweiz liege nicht nur, sie fahre vor allem auf einem anderen Planeten, quasi auf dem Mars. Künftig, so hört man, soll die Vignette nicht mehr 40 Franken kosten, sondern 100. Man liest auch, eine unheilige Allianz aus Umweltschützern und Schweizerischer Volkspartei stemme sich gegen den Aufschlag. Mit Verlaub: Wie europafremd ist die Schweiz?

100 Franken oder etwa 80 Euro - für ein ganzes Jahr. Wer zuweilen Autobahnen im näheren Ausland nutzt, und das tun ja viele Schweizer Ferienreisende jedes Jahr, der gibt für eine einzige, längere Fahrt auch mal mehr aus als für die Vignette. Nehmen wir nur den geliebten Süden: Italien, Frankreich, Spanien. Und wählen wir, willkürlich, einige Strecken. Etwa Chiasso-Rom, 620 Kilometer, Autostrada del Sole - 44 Euro. Oder Basel-Montpellier, 708 Kilometer, davon ein schöner Teil auf der Autoroute du Soleil - 53.60 Euro. Und da man nach den Ferien ganz gerne wieder heimfährt, verdoppelt sich die Rechnung, womit wir locker beim neuen Preis angelangt wären.

Es gäbe noch mindestens zwei Gründe, die das Lamento irgendwie unstatthaft anmuten lassen. In gewissen Ländern mit hohen Mautgebühren verdienen die Autobahnen ihre Bezeichnung nicht - so manche Strecken in Italien etwa sind in lamentablem Zustand. In anderen Ländern gibt es so viele verschiedene erhebende Verwaltungen, dass man im Schnitt alle 60, gefühlt aber eher alle 20 Kilometer an einer Mautstelle steht - «Péage», «Pedaggio», «Peaje». Zu Stosszeiten staut es sich da wie anderswo, in Ländern mit vielen hohen Bergen etwa, vor den Tunneln zu Saisonbeginn und an Feiertagen.

100 Franken für ein Jahr auf Autobahnen ohne Schlagloch und lästige Zahlstellen, mit sauberen, fein ausgeleuchteten Tunneln, sicheren Brücken, geräumigen Pannestreifen: Das ist ein guter Deal, ein sauguter sogar.